

Der BErnd

Sommer 2001

_____ (s2)

| |

|

Känguruhs in Potsdam?

Hat in Potsdam ein Zoo eröffnet und keiner hat's gemerkt? Oder sind dem letzten Zirkus, der hier Station machte, einige Tiere entlaufen? An nichts von alledem kann ich mich erinnern. Für einen Moment frage ich mich, ob man als Chemie-Studentin besonders anfällig für Halluzinogene ist, als Isabel aus Valladolid in Spanien mir sagt: „¡Ah, me hablas de kangurus!“ – Wir hatten uns gerade über meine Arbeit bei LEI (Lokale Erasmus Initiative) unterhalten und da kommt mir ihr Einwurf mit den pelzigen Tierchen doch eher spanisch vor. Doch sie bemerkt meinen zweifelnden Blick und noch ehe ich ihr ein frisches Glas Leitungswasser anbieten kann, hilft sie mir auf die Sprünge. Bei ihnen hat man die Leute, die sich um Austauschstudenten kümmern nach den australischen Beuteltieren benannt.

Ein ganz hübscher Gedanke eigentlich. Trifft er doch ziemlich gut, was einen wesentlichen Teil des Tandemprojektes von LEI und dem Akademischen Auslandsamt ausmacht: deutsche Studierende tragen dazu bei, Gaststudenten in den deutschen Studienalltag zu integrieren. Nach dem oftmals großen Sprung in eine neue Welt, sind die Studierenden froh wenn sie die ersten Schritte in Deutschland nicht alleine machen müssen. Deswegen werden BetreuungsstudentInnen organisiert: die Tandempartner oder „kangurus“. Die Tandempartner sind jedoch nicht auf sich alleine gestellt. Zu den Veranstaltungen wie beispielsweise Länderabende im HimmeLEIn, Ausflüge oder Rad- und Paddeltouren kommen auch andere LEI-Mitglieder oder Außenstehende. Ich will hier aber gar nicht zu viel verraten.

Am besten Ihr schaut Euch mal unsere Homepage an www.lei-potsdam.de. Dort fin-

det Ihr neben einer ausführlichen Beschreibung unserer Projekte und Tätigkeiten einen Kulturkalender mit den aktuellen Veranstaltungen. Wer also Lust hat Leute kennen zu lernen, Partys mag und nicht davor zurückschreckt, limitierte Sprachkenntnisse beiderseits notfalls mit Händen und Füßen zu ersetzen, der sollte auf jeden Fall mal auf einen Sprung vorbeikommen, egal ob virtuell (s.o.) oder real (Golm, Haus 18, Raum 19).

LEI ist offen für alle Interessierte und wir freuen uns immer über neue Anregungen. Unsere Hochschulgruppe wurde im WS erst wieder neu belebt. Falls Ihr bisher noch nichts von uns gehört habt, keine Sorge, das wird sich ändern! In diesem Sinne: See you in the outback!

Der unwissenschaftlich exakte Zusammenhang von Symmetrie und Intimität

Ich sitze im Warteraum ganz in der Nähe des Empfangstresens für die Patienten mit der Arzthelfer-Auszubildenden dahinter. ...Ich saß. Ich befinde mich angestrengt sprechend direkt vor diesem Tresen. Ich gebe mir redlich Mühe. Ich spüre einen leichten, doch beständigen Tremor in meinen Gliedern, seit ich dort stehe. Schweißperlen bilden sich auf meiner Stirn, langsam rinnen sie am Gesicht herunter. Die Schlagader an der Schläfe pulsiert. Ich werde zaghaft auf meine Pupillen angesprochen, doch ich bestehe darauf, zunächst das eine Thema zu Ende abzuarbeiten. „Es sind bestimmt 20° draußen? Hören Sie mal, das sind da draußen ja wohl keine 20°! Sie haben doch gar keine verlässlichen Informationen darüber hier drinnen! Wieso sagen Sie denn soetwas, wenn Sie es gar nicht richtig wissen können? Das sind wahrscheinlich nur 18°, höchstens 19° (entspricht ca. 5% Toleranz vom willkürlichen Nullpunkt aus) lasse ich mir noch gefallen, aber nicht 20° (im Schatten)!“

Der Gesichtsausdruck der Arzthelfer-Auszubildenden ist unbewegt... aber spürbar innerlich gespannt unter ihrem gelblich glänzenden Haarkleid. An ihren Nasenflügeln vermag man einen stark erhöhten Luftumsatz auszumachen, u.a. am Öffnungswinkel ihrer Augenlider

soetwas wie hysterische Kampf-/ Fluchtbereitschaft.

Ich denke, sie ähnelt mental stark meinem Wellensittich als er noch nicht gezähmt war. Der war genauso (bio-psychologisch gesehen - Sein Gefeder war allerdings dunkler). Ich muß mich auf mich selbst konzentrieren. Ich will diese unprofessionelle Laienhaftigkeit entlarven. Wir haben es punkt 11.00 Uhr; „um öf“, wie sie sagen würde. Ich sprinte zu meinem Auto. Jetzt kommt es darauf an, möglichst sämtliche Radiosender in der richtigen

Reihenfolge zum richtigen Zeitpunkt zu hören... So ist man schließlich am besten informiert. Mir sind meine Gesprächsthemen wichtig. Als ich gerade mit frischem Input versorgt zurück in die Arztpraxis stalken (Vorsicht!: konsequent abschotten und ignorieren!) wollte, hörte ich noch aus dem Radio exakt den Satz, den ich offenbar versämt habe an die Auszubildende zu richten, als ich im Warteraum noch saß: „Wollen Sie jetzt wirklich über das Wetter sprechen, oder möchten Sie einfach nur ein Schwätzchen halten?“ (ACH, SO!) Naja, man kann ja nicht immer auf alles gleich von selbst kommen...

Hier beim Arzt bin ich zum Röntgen und zur Chiropraktik. Ich habe nämlich gehört, daß Frauen von Männern beeindruckt sind, die zeigen, daß sie „einen Arsch in der Hose“ (der Ausdruck war mir fremd) haben und daß eher symmetrisch gewachsene Menschen leichter zu intimen Kontakten finden. Diese Informationen brachte ich mit mir in Verbindung. Ich erinnerte mich, wie ich vor knapp mehr als zwanzig Jahren mal von einem Spielplatz-Turm direkt auf mein Gesäß gefallen war und danach fast eine Woche lang nicht schmerzfrei laufen konnte. Dabei könnte sich theoretisch ja etwas verschoben haben, habe ich mir gedacht. Als ich mich wieder in die Praxis begeben hatte, kam ich schon relativ schnell dran. Die Auszubildende hatte sich zurückgezogen zu etwas Gebäck und original Pfefferfegerer Strauchbrühe aus der afrikanischen Steinzeit-Enklave Freie und Hansestadt Pfefferfeger. Ich stehe also nun mit heruntergelassenen Hosen und einem Bleischutz vor meinen Genitalien vor dem Röntgen-Gerät. Die richtige (ausgelernte) Arzthelferin röntgt mein Gesäß. Verbittert über den damaligen Vorfall auf dem Spielplatz jammere ich mich bei ihr über meine „verhunzte Kindheit“ aus. Da erinnere ich mich plötzlich, wie ich in der

Pubertät meinen durchaus von den meisten als respektinflößend bezeichneten Penis mit einem Geodreieck nachmaß und nur deswegen nicht auf zwanzig Zentimeter kam, weil er eregiert leicht gebogen (vielleicht wegen inzwischen verdrängter abnormer Masturbationspraktiken zu Beginn der genitalen Phase?), also nicht wirklich symmetrisch ist. Ob deswegen medizinisch interveniert werden sollte, kann die Arzthelferin mir nicht sagen, weil sie das Ausmaß der „Deviation“ bei Erektion schließlich nicht vor sich sieht und sie in ihrem Alter auch nur schwerlich noch „etwas zu bewegen“ vermag; ...ich solle mir die Idee mit der Auszubildenden aus dem Kopf schlagen, sagt sie. Außerdem müsse man einen Penis auch eh nicht röntgen (keine Knochen / Gelenke auszumachen).

Aha! Da hier vor Ort also nicht umfassend genug diagnostiziert werden kann, muß ich neben dem Röntgenbild selber noch weitere konkrete Interventionsgrundlagen für ein glücklicheres Leben beisteuern. Ein einfaches zusätzliches Foto würde dem Arzt dafür wohl reichen... Wieder zu Hause angekommen, warte ich eben selbst mit einer Sofortbild-Kamera auf den richtigen Zeitpunkt. Ich mache schließlich das Foto (Morgenlatte), schreibe meinen Namen und Mitgliedsnummer bei der Krankenkasse unten auf den Rand und schicke es per Post kommentarlos an die Arztpraxis. Später höre ich, daß die Auszubildende, mit der ich mich so intensiv unterhalten hatte, beim Öffnen der Post -(die bearbeitet sie nämlich; an Patienten, die keine typischen Azubi-Bilderbuch-Krankheiten haben, pflegt sie zwar zu schreiben: „Sie sind ein absonderliches Gespenst, das eigentlich keiner will; werden Sie unser Hofnarr oder verüben Sie Suizid!“, aber sie lernt ja noch (hoffentlich))-so richtig vor dem Bild saß, wie der Ochs vorm Berge. Sie soll es schließlich als eine Art verunglückte Sympathie-bekundung gewertet und nur privat weitergeleitet haben (u.a. an vorlaute, neunmaldoofwichtige und neugierige Waschbrett-Rücken-Unter'm-T-Shirt-Wuchtbrummen und verhinderte schmierfinkige Bild-Sensationspsychosen-Recherche-Schmierlappen). Mir kommt später zu Ohren, daß sie sich an mei-

ner Stelle wenigstens doch die Schambehaarung vorm Fotografieren mal schamhaft wegrasiert hätte. (Oups, Fettnäpfchen!)

Die kluge Moral: Wozu beim engen Geist nach höherer Erkenntnis fragen? Wo findet man diese denn? Beim „funktionierenden“ Roboter-Pöbel, der verlangt: „Werde selbstsüchtiger und ignoranter Spießler - wie wir auch - und finde was zum Schwängern, du - wie wir - verwesende Biomasse!“ - oder (unartikuliert) in sich selbst?

N.M.

Briefkästen sind gelb

Das haben wir berücksichtigt, als wir in allen Uni-Mensen einen großen Kasten aufhängen ließen und einen Aufkleber vom Bernd draufsetzten. Damit das alles ganz legal aussieht, kam neben dem Bernd-Aufkleber auch noch einer vom AStA drauf. Und nun?

Nun sollt Ihr beim Genuß des Mensaessens auf ganz hinreißende, verblüffende, originelle Gedanken kommen, diese dann vermittels eines Stiftes auf die Serviette bannen und auf diesem Medium mit Hilfe des Briefkastens uns zukommen lassen. Diese Mensagedanken drucken wir dann ab. (Wir drucken sie auch ab, wenn sie während einer weniger anregenden Vorlesung verfaßt wurden.) Die Idee kam von Norbert, Norbert hat die Briefkästen gebaut und Norbert hat auch die erste Mensapost verfaßt. Im Folgenden könnt Ihr sie lesen und euch ein Vorbild nehmen!

Die Dämonie der Unwissenheit (eigentlich: Die Dämonie der Dummheit)

Bei der Frage, welchen Stellenwert seine Bildung im Leben des Einzelnen einnimmt, um den Wirrnissen unserer Zeit Trotz bieten zu können, mag sich manchem der Gedanke eröffnen, dass seine Bildung und sein Wissen eine Sicherheit in sich bergen, wie sie von anderen Versicherungen oft unerreicht bleibt. Man könnte frenetisch ausrufen: „Wissen ist Selbstbewusstsein und Schönheit von INNEN!“ Der hoffnungslose Jugendliche wird bemerken, dass er auf diesem Wege aktiv an der Entwicklung seiner Selbst arbeiten kann. Nun ist es aber nicht jedem von uns vergönnt, sich teure Bildung zu erkaufen und es ist auf die Dauer nicht ausreichend, die Bücher der Abwesenden zu studieren. Nein, lebendige, anwesende, leibhaftige Lehrerinnen und Lehrer haben ihre Vorzüge. (man denke hier an die Möglichkeit der Kommunikation, Interaktion, Kreation...), und eingedenk: Ein jeder will sich entwickeln!

Bei der Gegenfrage, was uns verbleibt, bei abnehmender geistiger Sicherheit verlasse ich Euch und überlasse jedem seine Eigenen Erfahrungen, glücklich jene, die Humor haben.

Wenn wir uns nun mit einigem Schaudern über das Gesagte erheben, sehend wohin der Zug unserer Universität fährt, ahnend einer Zukunft, dann werden wir wissend, um die Chance dieser Schönheit.

So fordere ich alle Fähigen unter uns auf, besonders die Frauen, die doch wissen wie man etwas erhält, nicht zu handeln und zu denken, sondern zu denken und zu handeln, für alle diejenigen, die noch nicht fähig sind.

Freiwillig und lusterfüllt grüße ich die Wagenden,
Norbert

„Movement is our Right“

Die Diskriminierung von Flüchtlingen durch die Residenzpflicht in Deutschland

Mitte Mai demonstrierten von den Medien weitestgehend unbeachtet mehrere tausend Flüchtlinge in Berlin. Ihr Protest richtete sich gegen das Gesetz der Residenzpflicht und die damit verbundenen Diskriminierungen. Zur gleichen Zeit ergab eine Umfrage, daß über 90% der Bundesbürger nicht wissen, was der Begriff Residenzpflicht bedeutet, noch daß es diese in Deutschland gibt. Daher nun ein Erklärungsversuch.

Das Gesetz der Residenzpflicht legt fest, daß Flüchtlinge sich nur in dem Landkreis aufhalten dürfen, in den auch ihre Asylunterkunft ist. Möchte ein Asylbewerber seinen Landkreis verlassen, benötigt er einen Urlaubsschein, den er bei der zuständigen Ausländerbehörde beantragen muß. Die Antragsstellung ist bürokratisch und wird dem Flüchtling ohne zwingende Gründe in der Regel nicht gewährt. Möchte dieser trotzdem einen Verwandten oder Freund, der sich in einen anderen Teil Deutschlands aufhält, besuchen, macht er sich strafbar. Bis zu einem Jahr Gefängnis oder eine Geldstrafe bis zu 5000 DM drohen ihm, falls er erwischt wird. Bei einem monatlichen Einkommen von 80 DM an Bargeld eine absurde Idee.

Durch die Residenzpflicht wird nicht nur die Bewegungsfreiheit der MigrantInnen in Deutschland eingeschränkt, sondern sie gibt der Polizei auch das Recht in die Hand, AsylbewerberInnen nach Belieben zu kontrollieren. Gerade Flüchtlinge mit dunkler Hautfarbe sind sehr häufig das Opfer solcher Kontrollen. Sie werden wie Kriminelle behandelt und durch Leibbesitationen und das Feststellen der Fingerabdrücke zusätzlich erniedrigt. Fehlt der Urlaubsschein wird ihnen der Paß abgenommen, wodurch sie für mehrere Wochen in ihrer Bewegungsfreiheit vollkommen eingeschränkt sind. Jeder Verstoß gegen die Residenzpflicht geht dabei in die Kriminalstatistik ein. Dadurch kann immer

wieder von einer besonders hohen Ausländerkriminalität gesprochen werden. Diese künstliche Kriminalisierung von Ausländern wird nicht zuletzt von rechten und konservativen Parteien als Vorwand benutzt, um restriktivere Gesetze gegenüber MigrantInnen zu fordern und die Angst innerhalb der Bevölkerung zu schüren.

Das die Residenzpflicht gegen die Menschenwürde verstößt, besagt nicht zuletzt die Erklärung der Menschenrechte, auf die sich die Flüchtlinge immer wieder berufen. Im Artikel 13 der Menschenrechte heißt es: „Jeder Mensch hat das Recht auf freie Wahl seines Wohnsitzes innerhalb eines Staates.“ Der Paragraph 56 des deutschen Asylverfahrensgesetz steht dazu im krassen Widerspruch. Er schreibt fest: „Die Aufenthaltsgestattung ist räumlich auf den Bezirk der Ausländerbehörde beschränkt, in dem die für die Aufnahme des Ausländers zuständige Aufnahmeeinrichtung liegt.“

Trotz der immer stärker werdenden Proteste scheint sich in der Politik niemand für die Belange der Ausländer zu interessieren. Selbst Bundestagspräsident Thierse fand während der Proteste in Berlin keine Zeit mit den Flüchtlingen zu reden. Diese haben sich mittlerweile zusammengeschlossen, um ihren Protest besser koordinieren zu können. „THE VOICE“ aus Jena und die „Flüchtlingsinitiative Brandenburg“ sind nur zwei solcher Organisationen die gegen die Diskriminierung von Flüchtlingen in Deutschland kämpfen. Es bleibt zu hoffen, daß ihr Protest irgendwann Erfolg haben wird.

T.W.

Weitere Infos zum Thema Residenzpflicht unter:

www.nadir.org/residenz
www.freespeech.org/inter/residenz
www.indymedia.de

Nicht vielen Nazis in Greifswald sagt zu, daß eine Universität vor Ort auch ausländischen Studenten eine Ausbildung gewährt. Speziell dem Studentenwohnheim in der Makarenkostraße bringt man nicht viel Liebe entgegen. Doch warum mußte man ausgerechnet vis á vis die NPD-Zentrale anlegen? Die Demo am 14. Januar 2001 bewies, daß man in Greifswald mehr als nur armselige Lichterketten organisieren kann.

Gegen 9.45 Uhr gingen wir los, die Stadt war vollkommen still, wie es halt sonntagmorgens ist. Die Ruhe ließ uns etwas mulmig werden, da wir ja nicht wußten, was in der Stadt abging.

Erst an der Europakreuzung trafen wir verstärkt auf Leben, das, so, wie es aussah, auch zur Gegendemo wollte.

Erst einmal gingen wir zu Torsten, in seiner WG-Küche hatte eine seiner Mitbewohnerinnen ein „Frühstück gegen Rechts“ organisiert. Es tummelten sich rund 20 Leute in der Küche, die sich für die Demo stärkten.

Dann ging es weiter zum Markt, kurz nach 11.00 Uhr herrschte noch verhältnismäßige Leere aber gegen 11.15 Uhr strömten die Leute aus den Kirchen und vom Rubenowplatz (Treffpunkt Uni) auf den Markt zusammen, viele hatten transparente dabei. Gegen 11.30 Uhr waren der marktplatz und die angrenzenden Straßen restlos voll. Die Demonstranten kamen aus allen Schichten und waren jeden Alters.

Dann setzte sich unser Protestzug in Bewegung, erst einmal zur Europakreuzung. Dort bogen wir auf die Wolgaster Straße ein. Je weiter sich der Zug von der Innenstadt bewegte, desto mehr glich Greifswald einer Geisterstadt und unsere Demo einem Trauermarsch.

Übrigens konnte ich, als ich zur Seite ging, nicht den Anfang und nicht das Ende der Gegendemo sehen, so viele Leute haben sich

daran beteiligt.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt haben mutige Gegendemonstranten, die sich nicht dem Protestzug angeschlossen haben, der NPD mit Kübeln Mist vor die Füße geschüttet, um sie aufzuhalten. Die NPD stoppte, um sich ihre Springerstiefel nicht dreckig zu machen, diesen Moment nutzen wiederum 12 Gegendemonstranten, um mit einer Sitzblockade den Nazis weiter den Weg zu versperren. Diese Blockade wurde von der Polizei natürlich brutal beendet, sodaß selbst das regionale Käseblatt Ostseezeitung einen Artikel mit positivem Grundton über diese Gegendemonstranten schrieb und die Polizei eher schlecht wegkam.

Während dessen bog der Protestzug auf den Karl-Liebknecht-Ring ein. Die Stimmung begann sich zu heben, weil man bald in die Makarenkostraße einbiegen würde und somit Schönwalde II, sprich: das Ghetto, erreicht. Mir wurde etwas mulmig zumute, weil wir kaum ahnen konnten, was dort Sache ist. Aber nach den ersten Metern löste sich bei mir die Anspannung. Aus einem Block hingen zwei Studenten ein Transparent unter dem Beifall der Demonstranten heraus. Viele standen auf ihren Balkons oder hingen an den Fenstern. Einer rief in Nachwächtermanier hinauf, sie sollen runterkommen und *mitmachen*.

Aus einigen Fenstern lugten auch Glatzen heraus. Kraß war nur, drei Stockwerke darüber kuckten zwei Schwarze auf unsere Demo.

Viele Ausländer hatten bestimmt Angst, daran teilzunehmen, weil man sie vielleicht erkennen würde aber es schlossen sich doch einige an. Wir kamen unserem Ziel immer näher, denn am Erst-Thälmann-Ring Ecke Makarenkostraße sollte die Abschlußkundgebung stattfinden. Es dauerte 30 Minuten, bis der komplette Zug dort eingetroffen war.

Von der NPD-Demo hatte ich bis zu diesem Augenblick noch nichts mitbekommen, weil man ihnen die trommeln, den Gleichschritt und die Fahnen verboten hatte.

Nun begannen die Schauspieler vom Theater Vorpommern, Gedichte vorzutragen. Dann kamen die Reden vom OB, Rektor etc.

Sie waren alle etwas fad. Aber in der Gegendemo kam sowieso Unruhe auf, weil sich die NPD näherte.

Es begann, unruhig zu werden, weil viele von der Gegendemo mit ihren Plakaten, Trommeln etc. zur Ostrowskistraße gingen, um die Nazis mit Pfiffen und „Nazis raus“-Rufen zu „be-grüßen“.

Das Musikprogramm hatte inzwischen auch schon begonnen, zuerst kamen die afrikanischen trommler aus Togo. Das muß für die NPD-Idioten eine völlig neue Klangerfahrung gewesen sein.

Dann trat der Greifswalder Sänger und Liedermacher Thomas Putensen mit seiner Gitarre auf die Bühne. Er sah aus wie ein Alt-hippie, was aber nur zur Besserung, nach den geschniegelten und faden Rednern versprechen konnte. Und diese trat ein. Er sang das Lied von der kleinen weißen Friedenstaube, welche auch über den „grünen Wall“ (Polizei) fliegen sollte. Als zweites sang er ein Lied über die beste Waffe im zweiten Weltkrieg, welche von ihm über den „Grünen Wall“ (Polizei) bis dahinter (Faschos) fliegen kann: Die Katjuscha. Er hätte sie auch am liebsten mal rüber geschickt. Die Leute sangen, tanzten oder klatschten mit, es kam richtig Stimmung auf, leider sang er nur drei Lieder.

Inzwischen waren die 330 Faschos auch schon vorbeimarschiert und auch unsere Demo wurde beendet, mit dem Satz „Es gibt die ersten Inhaftierten...“

Stadt und Nazis Hand in Hand

Angesichts von Häuserräumungen, Luxusanierung und horrenden Mietpreisen wird es immer schwieriger, in Potsdam erschwinglichen Wohnraum zu finden. Die Möglichkeiten, welche die Stadt bietet, heißt in Viertel zu ziehen, in denen die Eintönigkeit und Dumpfheit des Betons durch die Glatzen abgerundet wird.

Jede große Politikerin und jeder große Politiker in Deutschland hat sich inzwischen zu den Themen Rechtsextremismus, Ausländerfeindlichkeit und Ausländerfreundlichkeit (besonders gelungen) geäußert und solche Begriffe wie Toleranz, Solidarität und Zivilcourage auf sehr eigene Art gedehnt und entwertet. Selbst völlig unbedarfte Mitmenschen glauben plötzlich zu erkennen, daß sich in letzter Zeit die Übergriffe häufen. Und der Großteil all dieser Stellungnahmen ist einfach mal sinnloses Geschwätz. In der Form, wie „sozialen Randgruppen“ (alles das, womit sich eine selbstdefinierte, fragwürdige Mitte nicht identifiziert?) in diesem Land mit Paragraphen, Pflichten, staatlicher Repression und öffentlicher Kälte begegnet wird, wird deutlich, was diese Menschen unseren ehrenwerten VolksvertreterInnen wirklich wert sind. Und auf alles das, was die Öffentlichkeit durch Ignoranz oder die Politik mittels des Rechtsstaates ausgrenzt, stürzen sich die Neonazis und Hobby-Faschos als inoffizielle Exekutive. So auch auf eine Gruppe, die wenigstens einmal jährlich im Zuge allgemeiner Besinnung in den Genuß der Beachtung kommt (freilich ohne daß sich ihre Situation ändert): die Obdachlosen. Im Mittelpunkt stehen dabei eher Spendenaktionen, die sich nur wenig mit Ursachen von Obdachlosigkeit auseinandersetzen. Angriffe durch Rechtsextreme geraten dabei ebenfalls nicht ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Dabei wird Obdachlosigkeit schon seit Jahren von Neonazis und ihrem Fußvolk als „undeutsches“ Merkmal für die Legitimation

von Angriffen und Schikanen benutzt. Durch die gesellschaftliche Ablehnung von Obdachlosen und ihre systematische Vertreibung von Innenstadtmanagern aus den Städten, sind sie den Übergriffen an Orten ausgesetzt, wo auf Hilfe nicht zu hoffen ist. Gerade wer Nächte draußen verbringen muß, kann sich nur schwer schützen. Unvollständige Presseberichte liefern ein erschreckendes Bild: Zwischen 1989 und 1993 endeten 2/3 der 374 dokumentierten Auseinandersetzungen tödlich. Zwischen 1997 und 1999 wird von 276 Gewalttaten gegen Obdachlose berichtet. In Jahr 2000 waren mindestens 20 Todesopfer zu verzeichnen. Diese Zahlen belegen eigentlich nur, daß die Aktivitäten der Nazis nicht auf einmal zunehmen, sondern daß die Öffentlichkeit sich einfach nicht dafür interessiert hat. Sicherlich muß hierbei berücksichtigt werden, daß nicht alle Angriffe auf rechtsgerichtete Täter zurückzuführen sind, aber die Dunkelziffer liegt unter Garantie sowieso sehr viel höher. Eine Besserung der Situation ist nicht in Sicht. Die Sicherheitskonzepte für deutsche Städte werden mit Videoüberwachung, Abschaffung von Persönlichkeitsrechten an „Kriminalitätsschwerpunkten“ und durch Zusammenarbeit von privaten Sicherheitsunternehmen und der Polizei mit noch härterer Konsequenz den Alptraum glänzender Konsumparks verwirklichen. Obdachlose haben dort nichts mehr verloren und müssen woanders hin. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß Obdachlose keinen festen Rückzugsort haben. Werden ihnen auch noch die öffentlichen Räume genommen, bleibt nur noch der Kampf ums Überleben im Abfall unserer Leistungsgesellschaft. Ganz nach dem sozialdarwinistischen Recht des Stärkeren. Auch die politische Ebene wird da nichts ändern. Während rechte Gewalt gegen Obdachlose im Verfassungsschutzbericht der CDU-Bundesregierung wenigstens erwähnt wurde, ist sie bei Rot-Grün nicht zu finden.

Entscheidend ist, daß Ursachen für Obdachlosigkeit und Armut bekämpft werden. Kurzfristig kann Obdachlosen dadurch geholfen werden, daß sie in der Gesellschaft Schutz suchen können und nicht von ihr an den Rand gedrängt werden. Dann können auch Gewalttaten verhindert werden.

Längerfristig muß aber jedem Menschen, der es will, Wohnraum zur Verfügung stehen, auch ohne daß er sich in irgendeiner Abhängigkeit geben muß.

P U L K (PULK@gmx.de)

Unter dem Motto „Gartenkunst zwischen gestern und morgen“ findet seit 21. April in Potsdam die Bundesgartenschau statt. Mit den obersten Häuptlinge von Bund und Land sowie die Creme de la Creme von Landschaftsplanung und Gartenbau wurde bereits am 20. vorgefeiert. Seit dem wird Potsdam neben seinen lustigen Veranstaltungen zum Preußenjahr um etwas Kultur bereichert. Insgesamt finden bis zum BUGA-Ende am Tag der Republik (7. Oktober) über 2000 Veranstaltungen im Rahmen der Gartenschau statt. Neben Konzerten von Gerhard Schöne, Rosenstolz und Keimzeit ist auch unsere ruhmreiche vaterländische Heldenarmee von der Partie. Diese wird neben den umgestalteten Hinterlassenschaften der Vergangenheit wohl am meisten an die bisherige militärische Nutzung der BUGA-Kulisse Bornstetter Feld erinnern.

Außerdem gibt es noch schöne Spielplätze, überteuerte Imbiß- und Souvenirstände und – nicht zu vergessen – Mengen an Blumen. Ob nun der Hanf bei den Nachwachsenden Rohstoffen, viele verschiedene Kräuterchen im Kräutergarten oder einfaches Ziergestrüpp, viel zu sehen und erfahren gibt es immer. Mitzunehmen nicht, denn alles läuft innerhalb der Grenzen des Betäubungsmittelgesetzes. Wem die 16 Mark Eintritt (Studentenermäßigung) für eine Gartenschau zu teuer erscheinen, der kann sich auch außerhalb des eigentlichen BUGA-Parks kostengünstig von dem neuen dezentralen Konzept der BUGA überzeugen. So hat man die Freundschaftsinsel gepflügt und erneuert, den Lustgarten wiederhergestellt und einen netten Nuthepark gestaltet. Damit ist man sogar dann, wenn man nur auf Wanderschaft zwischen den Komplexen ist, mittendrin, im Geschehen. Schon die Aufschriften auf den Grabsteinen des „Gräberfeldes“ der BUGA, zum Beispiel von Adam und Eva oder Rilke beweisen: Zur BUGA kommt einfach jeder! Die erwarteten 2,5 Millionen Touristen werden dann wohl überall anzutreffen sein. Falls also der studierende Prophet mal nicht zum Berg kommen will, ist das nicht das Problem.

Doch auch Potsdam hat sich für die BUGA etwas verändert. Man hat wieder einen wunderschönen Stadtkanal, einige Ruinen in Hegelallee, Gutenbergstraße und Brandenburger wurden bunt getüncht, die Straßenbeläge sind erneuert und auch um Blumenläden ist man nicht verlegen.

Wer dieses Sommersemester für dieses Erlebnis dennoch gerade keine Zeit hat, kann sich trösten: Das Bornstetter Feld bleibt als Volkspark erhalten und ist allemal eine günstige Alternative zu Sanssouci.

Schuleschwänzen ? Ist nicht lange 'drin...

Gehen Kinder gerne in die Schule? Diese Frage stellt sich erst gar nicht, denn sie müssen ja, ob sie wollen oder nicht. Denn fast alle Erwachsenen halten ab einem bestimmten Alter die *Schule* für sinnvoll. Der damit einhergehende *Schulzwang* wird von allen politischen Lagern als eine zentrale soziale Errungenschaft der aufgeklärten Neuzeit gesehen und entsprechend hoch als stabilisierender Faktor für demokratische Gesellschaften bewertet.

Dabei ist die *Schule* nie ein ziviler, geschweige denn paradiesischer Ort gewesen. Und auch kein Ort von Reformen und gesellschaftsbewegenden Prozessen. Denn die *Schule* unterrichtet Unmündige, formt eine Generation, die sich dann frühestens nach der Schule, z.B. an den Universitäten, gesellschaftlich äußert und aktiv wird. So existiert die *Schule* seit Jahrhunderten – den Reformversuchen der Montessori- und Walldorfbewegung zum Trotz – neben der *Kirche* und dem *Militär* als eine äußerst resistente und kulturell beständige Einrichtung des Abendlandes. Es veränderten sich lediglich Rahmenbedingungen (z.B. Schulpflicht und staatliche Schulhoheit statt kirchlicher oder ständischer Kontrolle), gesellschaftliche Ziele (z.B. Bildung für Alle statt Elitenbildung), Lerninhalte (z.B. Humanismus und Rationalismus statt Dogmatismus), die Professionalität der LehrerInnen (systematische Ausbildung unter staatlicher Kontrolle statt ideologischer Vereinnahmung). Zu einer grundlegenden Veränderung kam es seit der Reformation dagegen nicht. Ist deshalb alles Gold, was glänzt? Meiner Ansicht nach impliziert jede gesellschaftliche Errungenschaft bisweilen Kritik und eine gesunde Distanz. Also sollte man als freier Kopf auch mal die Schule unter die Lupe nehmen.

Und dabei fällt auf, dass die *Schule* und ihre

Lehrer selbst nicht hinreichend demokratisch legitimiert sind. Da richten fremde Leute über das Schicksal von Kindern, Kinder, die oft sehr jung sind und sich selbst am Ende der Schullaufbahn, in der 13. Klasse, noch nicht adäquat gegenüber dem ‚Lehrkörper‘ zur Wehr setzen können. Wer mal die Repression einer Klassenkonferenz erlebt hat, der weiß wovon ich spreche. Denn das humanistische Bildungsideal enthält im Kern selbst selektive Züge, wobei Andersartigkeit zwar in gewissen Grenzen toleriert, aber dennoch bekämpft wird.

Das alles soll nicht heißen, dass ich für die grundsätzliche Ablehnung der Schule als Lernort bin. Auch wenn ich die Freiheit schätze und die Bildungsfreiheit hier miteinbeziehe. Aber ist denn Schule mit Bildung gleichzusetzen? Nein, nicht unbedingt. Ich habe mir mit Ausnahme der Fremdsprachen den größten Teil meines Allgemeinwissens außerhalb der Schule angeeignet, habe aus dem Fächerangebot der Schule sorgfältig meine Interessen ausgewählt und die Mathematik und die Naturwissenschaften ganz schnell wieder vergessen. Und an meinem Erwachsenwerden mit all seinen Facetten waren die LehrerInnen auch nur marginal beteiligt. Mir war diese Art von „beiläufiger Bildung“, die ich dann mit dem Siegel ‚Reifeprüfung‘ versehen bekam, immer lieber als alles andere. Wer tut schon über Jahre nur das, was andere wollen?

Ich spreche mich aus für eine offene Diskussion, für eine breite Debatte, wie sie von Zeit zu Zeit vielerorts geführt werden muss. Denn die Erziehung und Bildung von Kindern ist zu wichtig, als das man nicht darüber reden dürfte. Drei Schwachstellen der bisherigen Institution Schule liegen mir dabei besonders am Herzen: (a) der Monopol- und Zwangscharakter von Schule, (b) das klassische Hierarchieverhältnis zwischen LehrerIn-

SchülerIn und (c) die antidemokratische Binnenstruktur von Schule mit Lehrplänen, Selektionsmechanismen und Abschlüssen.

Entstaatlichung im Sinne von privater Ökonomisierung ist dem besonderen Charakter des Gutes ‚Bildung‘ auch nicht angemessen, auf den zivilgesellschaftlichen Einfluss kommt es aber an. D.h. der Staat sollte weniger über die Schule verfügen, mehr den Eltern und Kindern Entscheidungsfreiheit überlassen und vielleicht sogar von der zwangsmäßigen Schulpflicht abrücken. Dann wird die Schule auch wieder wichtiger. In die Schule schicken werden die Eltern ihre Kinder auch weiterhin, denn Bildung ist und bleibt Pflicht. Nur die negativen Seiten des bisherigen Modells, die unterschiedlichen Formen der Schulverweigerung (Schulabbruch, Schulphobie, Schulschwänzen) werden angesichts einer Demokratisierung immer mehr verschwinden.

Till Meyer,

Die Schule ist ein raffiniertes Herrschaftsmittel des Staates, geschaffen (...), um von Kindesbeinen an alle Staatsangehörigen an Gehorsam zu gewöhnen, ihnen die Suggestion von der Notwendigkeit des Staates in Fleisch und Blut übergehen zu lassen...“
 Walther Borgius, 1930

Konsumterror in Deutschland

Endlich gibt es wieder eine längere Atempause: Die Zeit, in der das weihnachtliche Treiben in überfüllten Einkaufszentren und schlechten Weihnachtsmärkten vom Konsum des Osterfestes abgelöst wurde. Doch immer wieder gehen Kunden ohne das gewünschte Produkt Heim.

Was ist los in den heiligen Hallen des Mammons?

Noch immer findet man in Discountern und Kaufhäusern Mangelware und Engpässe.

Eine Packung Spekulatius noch kurz vor Weihnachten? „Ham´wa nicht, kommt auch nicht wieder rein.“ Den Fruchtsaft, den man sonst immer trinkt? „Kommen Sie später noch mal, vielleicht mit der nächsten Lieferung.“ Doch lohnt das Warten? Nur in seltenen Fällen erhält man durch Merksätze in „Werbeprospekten“ wie „Bitte bevorraten sie sich“ und „Dieses Produkt ist nicht dauerhaft in unserem Sortiment“ Klarheit.

Deshalb greift der Kunde von heute meist zu irgendeiner Alternative, die zu häufig nicht den hohen Ansprüchen von Preis und Qualität gerecht wird.

Glücklich, wer da noch eine Verkäuferin in der Bekanntschaft hat, die einem etwas zurücklegen kann. Doch auch alte Erfahrungen finden neue Anwendung. Ein Beispiel: Im NETTO-Markt „Centra“ der ostbrandenburgischen Stadt Schwedt wurde Cottbuser Kekse angeboten. Erfreut, dieses Angebot überhaupt zu bekommen, wurde gleich stärker zugegriffen und das Angebot blieb nicht lange in den Regalen. Doch später diese Kekse neu erwerben? Nix da! Aber dafür gab es beim nächsten Einkauf zufällig gerade Grabower Waffeln! Wenn man dann auf dem Heimweg auch gleich mal im SPAR oder PLUS vorbeischaute, kann man daheim schon mit einer beachtlichen Ausbeute aufwarten! Doch rücken Ostern oder Weihnachten bedrohlich näher, haben die Konsumtempel mit ihren Pilgern ein Problem. Diese kommen häu-

figer und kaufen – wie vor jedem Feiertag – als ob die Geschäfte nie wieder öffneten.

Viele Verkäuferinnen ziehen sich entnervt zurück, opfern die studentische Hilfskraft an den Kassen, die Schlangen wachsen weiter. Doch nicht jeder will sich durch diese deutlichen Hinweise zur Selbstversorgung bekehren lassen, kann sich nicht kurzfristig von den Meeresschweinchen und Goldfischen trennen oder will nicht die Geranien gegen Petersilie tauschen.

Deshalb nun die letzte Konsequenz. In nervtötendster Weise wird eine Schleife aus wenig betörender Musik in die Verkaufsräume eingespielt, der Einkauf wird auf das Nötigste verringert. Doch was, wenn eine Kleinigkeit vergessen wurde?

Dann wird auch der kleinste Einkauf zum Gang nach Canossa!

Tagebuch

Gestern war ich in einem Konzert.

Um mich herum Menschen, die tanzen (So, wie man heute tanzt, würde mein Vater ergänzen.)

Dazu Bierflaschen, auch Pfandflaschen.

Vorne die Bühne. Da die Musik schon begonnen hat, wird natürlich vor der Bühne mehr getanzt als in der Arena. Neben der Bühne selbst, auf einem Boxengerüst hängt ein Tänzer (nicht lange, und er wird von Ordnern auf den Boden zurückgebeten).

Auf der Bühne blinkt es und raucht, wie beim Auftritt von CC Catch im Kessel Buntes.

Zwölf Leute arbeiten auf der Bühne:

Drei oder vier Sänger zeigen den Massen, wie man sich zu der abgespielten Musik bewegt, wenn man mehr Platz hat, als die Massen gerade. Erwartungsgemäß geben sie alles, wie es wohl heißt.

Die Menschen an den technischen Instrumenten (acht, aber keine Frau darunter) dürfen nur hochhüpfen. Aber im Zweifel gilt der Applaus sowieso allen unter der blau-weiß gestreiften plane.

Gesetzt nun aber, dass der Applaus dem Tanz auf der Bühne gilt, so applaudiert natürlich nicht, wer den Tanz auf der Bühne nicht sieht. Ich sitze am oberen Rande der amphitheatergleichen Arena mitten unter Musikbegeisterten und würden die nicht schon vor längerem aufgestanden ein, um ihre Körper in den Takt zu fügen, könnte ich hervorragend das Geschehen auf der Bühne verfolgen. So sehe ich nur die Mauer der Wohnblocks, die die Grenze des Weddings markieren. Sie stehen im angemessenen Abstand zum Backstagebereich, ihre Insassen dürften freilich durch das zweifelhafte Vergnügen, akustisch an dem teilhaben zu dürfen, was die jungen Menschen unter mir zum Toben bringt, zum Toben gebracht werden. Zumindest von Applaus aus ihrer Richtung ist nichts zu bemerken, was aber, da sie die Bühne nicht einsehen können, entsprechend dem obigen Schluß, nicht verwundert. Die in den oberen Geschossen nicht einmal von langen Baum-

reihen geschützt werden, sollten aber um einen Vorteil wissen: um den Vorteil der besten, zugleich auch der sichersten Zuschauerplätze. Wessen Denken von den zahlreichen Berliner Katastrophen des abgelaufenen Säkulums determiniert ist, der muß natürlich bei einem der seltenen eigenen Konzertbesuche an die Waldbühne denken, oder, wie ich korrekt zu äußern gelernt habe, an das legendäre Konzert der Stones, anlässlich dessen die Einrichtung der Waldbühne unversehens ihrer Unversehrtheit beraubt wurde.

Nachdem die Vorband antikapitalistische revolutionäre Pamphlete verlesen und Parolen skandiert hat, ohne unterbrochen zu werden, darf ich zum gewalttätigen Aufruhr geneigtes Personal zahlreich im Publikum vermuten. Obzwar bisher sich lediglich mein Vordermann einmal umgedreht hat und in aller Seelenruhe mit dem Rücken zu den Künstlern zweifelhaftes Material unter seinen Tabak mischte, sah ich plötzlich die Möglichkeit klar vor meinen Augen, wie die angeblich 12.000 Zuschauer in Ermangelung anderer Mobiliars nach den grünbepunkteten leeren Flaschen auf dem Boden greifen, sich des Gestänges der Bühne bemächtigen, Bordsteine ausgraben und mit solch Hilfsmitteln nicht nur marodierend durch die angrenzenden Wohngebiete ziehen und zum Leidwesen der Erdgeschoßbewohner deren Augen zur Welt und Zimmereinrichtung, so gut als das von der Straße aus möglich ist irreparable Schäden zufügen, sondern auch Hand an ihre Nachbarn, seien es nun unbeteiligt vorüberziehende, interessierte Konzertgänger oder ihnen gleich zu mannigfaltigem Austesten eigener Schamgrenzen bereite, legen, diese wenigstens zeitweise ihres Frohsinnes berauben. Ich sah mich um. Unbeteiligte Gesichter hier, dort zuckende Leiber, aber da: ein Gast, der sich nach einer leeren Flasche bückt.

Gleich stand ich auf und wandte mich zum gehen. Es wurde langsam ungemütlich.

EK I

Das selbe Ereignis aus Sicht der Kollegen:
FAZ, Berliner Seiten, 23.06.01 zur Fete de la
musique
Natürlich nutzen die aufrührerischen
Kreuzberger die Situation sofort zu einem
„Reclaim-the-street“-Happening und besetzen
hüftkreisend eine Fahrbahnhälfte. Ein kleiner
Stau entsteht, normalerweise Grund genug für
die Berliner Polizei, drei Wasserwerfer aufzu-
fahren und einige Hundertschaften Verstär-
kung anzufordern. Aber die Beamten beob-
achten aus der Ferne und zeigen vornehme
Zurückhaltung, was sicherlich an der
integrativen Kraft der Musik liegt...Aber ein
Verweilen ist unmöglich, schließlich steht der
Höhepunkt des Tages, Seeed (mit drei e!=))
im Mauerpark, auf dem Plan. Die elfköpfige
Band ist nicht nur wahnsinnig sympathisch,
sie hat der Stadt auch eine Neue Hymne und
einen Sommerhit ohne Sommer beschert:
„Dickes B, home an der Spree, im Sommer
tut's gut und im Winter tut's weh.“ Da fliegen
alle Arme hoch. Mit 8000 Menschen im
Matsch auf einem Hügel zu stehen, derweil
der Fernsehturm so großstadtklischeehaft
herüberblinkt – das schafft ein schönes
Massenerlebnis

Saarbrücken – Ein Mahnmal

Dies ist also eine Landeshauptstadt, denkt man, wenn man aus dem Bahnhof tritt. Man denkt es gleichfalls, ein wenig erschrocken freilich, wenn man an die Saar kommt und auf die Bebauung, die sich die jenseitige Anhöhe hinauswälzt, blickt. Und man denkt es sowieso, wenn man die Fußgängerzone verlässt und schon in einem Vorort landet. Einem Vorort, so das unguete Gefühl, von dem man beschlichen wird, der noch zur Innenstadt gehört.

Niemand, der in den Urlaub fährt, kommt auf die Idee, Saarbrücken zum Ziel zu nehmen. Ich weiß warum. Erfahrungsgemäß sind die Hauptstädte der deutschen Bundesländer keine Kleinode: Magdeburg, Hannover, Mainz, Düsseldorf, Stuttgart, Kiel... Wer von diesen Städten hört, denkt nicht im Traum daran, dass jemand freiwillig dort studieren wollte. Wohnen. Gar Urlaub machen. Saarbrücken gehört zu diesen Landeshauptstädten. Es zählt sogar, was noch schlimmer ist, zu denen, die so provinziell wirken, dass niemand, der dort unvorbereitet aufschlägt, im Entferntesten auf die Idee käme, an einem Regierungssitz zu weilen. Auch nicht nach längerem Aufenthalt.

Hier aber saßen Regierungen: Oskar Lafontaines zum Beispiel, und etwas vor ihr die von Fürst Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Bauleute, die in seinem Namen nach den Plänen Friedrich Joachim Stengels arbeiteten und der Zweite Weltkrieg in entgegengegerichteter Produktivität hinterließen Reste eines barocken Stadtbildes, insonderheit den Ludwigsplatz mit Kirche in der Mitte, das Schloß. Dieses Schloß war unter einem weiteren Regenten, dem Gauleiter... Heimstatt der Gestapo. Heute ist es Kulturzentrum und Museum.

Und dann gibt es da noch das Mahnmal auf dem Platz vor dem Schlosse: 2146 Steine – Mahnmal gegen Rassismus heißt es.

Dieses Mahnmal könnte Vorbildcharakter haben für alle Holocaustdenkmale in der BRD, es zeichnet sich nämlich dadurch aus, dass es

unsichtbar ist. Die Pflastersteine, mit denen der Platz befestigt ist, bilden das Mahnmal. 2146 von ihnen tragen auf ihrer Unterseite den Namen eines jüdischen Friedhofes, der mindestens bis zu Beginn der Nazi-Diktatur auf dem Gebiet der heutigen BRD in Betrieb war.

Von 1990 bis 1993 haben acht Studierende von der Hochschule der Bildenden Künste Saar unter Leitung von Jochen Gerz die Namen dieser Friedhöfe gesammelt, einzelne Steine aus dem Pflaster gerissen, die Namen eingemeißelt und die Steine wieder eingesetzt. Anfangs illegal, bei Nacht und Nebel, nach gut einem Jahr schon mit der Billigung der städtischen Parlamentarier. Die Einweihung feierten dann auch Oskar Lafontaine und Ignatz Bubis mit. Sie bestand in der Aufstellung zweier Schilder am Rande des Platzes.

Ein nötiger Schritt, denn wie sich leicht denken lässt, sieht der Platz heute nicht anders aus als vor 1990. Die Stadt Saarbrücken hat damit geschafft, was für Berlin und zahllose andere Städte unerfüllter Wunsch bleiben wird. Ein zentraler städtischer Platz wird als Mahnmal gestaltet, ist Gedenkort für die Opfer deutscher Verbrechen an der jüdischen Gemeinde und fällt doch nicht auf. Kein Sockel, keine Figur, kein Feld von Stelen steht im Wege, ändert den Charakter des Ortes, versperrt die Sicht, erinnert durch bloße Gegenwart. Nicht einmal das leise Mahnen einer toten Bahnrampe, eines ausgezeichneten Hauses.

Bestenfalls guter Wille, gepaart mit der einigen Künstlern eigenen Fähigkeit, inadäquates eigenwillig verknüpfen zu können, so vielleicht Bezug herzustellen zu den Grabsteinen am Boden mittelalterlicher Kirchen, über die zu laufen angeblich bedeutete, die auf ihnen bezeichneten Verstorbenen zu ehren. Doch auch dafür müßte man um die Bedeutung des Pflasters wissen, auf dem man wandelt. Man weiß es nicht. Die Tafel, die es erklären, sind dazu gemacht, übersehen zu werden. Das Mahnmal, gleich es einen ganzen Platz einnimmt,

ist unsichtbar. Es ist damit der Prototyp dessen, was in der Bundesrepublik als Erinnerung an die Opfer des deutschen Nationalsozialismus durchsetzbar ist.

Hans Karst

Gedanken beim Anbaden im Lipnitzsee, 13.05.01

*Kennst Du eine Frau,
warm und klar an der Oberfläche,
dunkel in der Tiefe?
Die sich Jahr für Jahr anschmiegt,
still, wie der Efeu
mit den glatten Blättern.*

A.G.

*Zwei Deutsche flogen nach Athen,
um die Akropolis zu sehn.
Am Flugplatz sich ein Führer fand,
der scheuchte sie durchs ganze Land.
In ihren vierzehn Urlaubstagen
fuhr'n sie nach Theben (mit dem Wagen),
konnten die Luft auf Korfu fühlen,
besichtigten die Thermopylen,
um gleich nach Sparta drauf zu gehen,
„wir haben liegen sie gesehen,
nach dem Gesetz“ dort zu berichten,
und weigerten sich dann mitnichten
von Ei- zu Eiland zu schiffen,
durch Häfen und vorbei an Riffen
von Lesb-, Par-, Nax-, Sam-, I- und Milos,
landeten auch mit vielen Kilos
von Souvenirs in dem Gepäck
in Volos (und zwar zu dem Zweck
auch den Olympos zu besteigen)
Nach solchem Kraftakt muß sich zeigen:
Man sah, in vierzehn Tagen nur,
viele Altertümer, Hochkultur,
doch tut's dem Cicerone leid:
„Nein, für Athen bleibt keine Zeit!“*

Psychologie tatsächlich keine moderne Theologie

In dem Beitrag („Vorlesung des Grauens“) kritisiert der Autor (S.B. Antczack) die Ringvorlesung Psychologie. Die Vorlesung bereitete den Lehrenden auch bereits vor Erscheinen des Beitrages großes Kopfzerbrechen und hat in der Folge schon zu zahlreichen Änderungen geführt, die dem Autor offensichtlich entgangen sind; er bezieht sich in einigen Details auf die Vorlesung im WS 1999/2000.

Vorneweg: Die Vorlesung soll die Mindestkenntnisse vermitteln, auf denen die nachfolgenden Seminare und Praktika im psychologischen Teil der Lehrerbildung aufbauen können. Natürlich wären interaktive Vermittlungsformen in Kleingruppen auch hier grundsätzlich wünschbarer als Vorlesungen. Aus Kapazitätsgründen kann man aber leider nicht alle didaktischen Wünschbarkeiten realisieren. Von daher werden in Potsdam – wie in anderen psychologischen Instituten auch – die Grundkenntnisse in einer Einführungsvorlesung vermittelt. Das entspricht im übrigen den aktuellen Empfehlungen zu bundeseinheitlichen Rahmenrichtlinien für die Vermittlung psychologischer Anteile der Lehrerbildung (Quelle: J. Brunstein, bitte spezifizieren).

Die Vermittlung erster Grundkenntnisse in Einführungsvorlesungen ist weder neu noch eine Besonderheit des Lehrerstudiums. Entsprechende Veranstaltungen in anderen Fächern und anderen Universitäten können leicht eintausend und mehr Studierende als Zuhörer haben. Das ist – wie gesagt – nicht erstrebenswert, aber unter dem Druck gegebener Verhältnisse eine Handlungsmöglichkeit bei der Vermittlung von Grundkenntnissen.

Die interessante Frage ist, warum ausgerechnet in Potsdam der Vorlesungsmodus nicht funktionieren soll. Es gibt zwar interessante

Mittelwertsunterschied zwischen verschiedenen Studiengängen (s. hierzu J. Mayr (1994). (Hrsg.). *Lehrer/in werden*, S. 47-97. Innsbruck: Österreichischer Studienverlag.), aber es gibt keinen erkennbaren Grund, warum die Potsdamer Lehramtsstudenten sich signifikant von anderen Lehramtsstudenten unterscheiden sollten. Liegt das Problem dann bei der didaktischen Kompetenz der Lehrenden, wie man dem kritischen Artikel vielleicht entnehmen kann? Die gerade erfolgte bundesweite Universitätsevaluation (www.stern.de/Studienführer) weist dem Potsdamer Institut für Psychologie Plätze in der Spitzengruppe zu – gerade auch aus der Sicht der Studierenden. Wie sehr sich die Lehrenden speziell in der Ringvorlesung engagieren, kann jeder selbst prüfen, der sich z. B. die Materialien ansieht, die für diese Vorlesung auf verschiedene Weise bereitgestellt sind (z. B. Internet unter <http://www.psych.uni-potsdam.de/courses/lehramtsstudiengang-d.html> oder Papierversion, erhältlich im Sekretariat des Geschäftsführenden Direktors).

Der Autor sieht ein Problem in der Tageszeit (15.00 – 17.00 Uhr). Dem widersprechen die gut replizierten Befunde aus der Arbeitspsychologie, wonach in dieser Zeit die Leistungskurve wieder ansteigt. Ein weiteres Problem sieht der Autor in der Zuhörerzahl (300 – 500). Wie solche Einführungsveranstaltungen andernorts zeigen, ist auch in Lernergruppen dieser Größenordnung hinreichender Lernerfolg möglich – Interesse und etwas Selbstdisziplin vorausgesetzt.

Allerdings lenkt der Autor auf einen tatsächlichen Problempunkt. Im einzigen uns verfügbaren Hörsaal sind Akustik, Ton-Technik und Bildpräsentation auf den hinteren Plätzen suboptimal. Bis das Bemühen um bessere Bedingungen Wirkung zeigt, versucht das Insti-

tut für Psychologie die Zuhörerzahl dadurch zu halbieren, dass die Ringvorlesung zweimal pro Jahr gelesen wird. Das geht zwar zu Lasten der Kapazität für die Psychologiestudenten, wird aber als Engpassregulierung vorübergehend realisiert und im Effekt untersucht. Es wäre hilfreich gewesen, wenn sich der Autor in diesem (aber auch in anderen Punkten) auf den Stand der Dinge gebracht hätte.

Das Institut für Psychologie ist sich in der Zielsetzung mit dem Autor einig, nämlich die Qualität (nicht nur) der Ringvorlesung zu verbessern. Gleichwohl gibt es Unterschiede.

1) In der Tat sind wir der Auffassung, dass angehende Lehrer in der Lage sein müssen, sich im Intra- und Internet zu bewegen. (Was für ein Weltbild wollen denn computerlegasthenische Lehrer ihren Schülern vermitteln?) Gleichwohl: Wir gestehen zu, dass es auch Raum für „exotische“ Lehrer geben muss, die ja nicht selten für die Schüler zu den anregendsten zählen - nur läßt sich für solche Sonderfälle wohl kaum eine moderne Lehrerbildung konzipieren. Es gibt inzwischen eine Papierversion von den wichtigsten Unterlagen. An diesen Unterlagen kann der Leser übrigens auch die Aktualität des Vorwurfs prüfen, die verwendeten Folien seien nicht zu lesen („meist zu klein“). Es stellt sich auch die Frage nach der Repräsentativität der Einschätzung des Autors. In Lehrevaluationen ist gerade die Verwendung von PowerPoint konsistent das am häufigsten „besonders positiv“ erwähnte Merkmal einer Veranstaltung.

2) Der Vorwurf, dass „gezielte Fehlinformationen“ zur Klausurrelevanz von Inhalten/Folien gegeben wird, ist abwegig. Das Institut für Psychologie ist nicht interessiert daran, Wiederholungsklausuren zu korrigieren. (Der Verdacht des Autors, wir wollten dem Studentenwerk Bafög-Auszahlungen ersparen, spricht wohl für sich selbst.) Bei dem in der Fußnote erwähnten Beispiel hierfür („PQ4R“) handelt es sich um gedächtnispsychologische Hinweise zum effektiven Studium von Lehrbüchern – ein Thema, für das man eigentlich

Interesse jenseits von Klausurrelevanz erhoffen dürfte. Der Vorwurf bezieht sich auf die Vorlesung im Dezember 1999, wurde in diesem Beitrag jetzt zum ersten Mal vorgebracht und ist im Detail nicht rekonstruierbar. Möglicherweise wurde ein Hinweis zur Irrelevanz experimenteller Details falsch verstanden, was sicherlich bedauerlich wäre. Die Klausurleistungen zu dieser Frage waren übrigens im normalen Bereich.

3) Polemisch ist auch der Vorwurf, Literaturhinweise würden gegeben, damit man einen „kleinen Nebenverdienst“ habe. Fairerweise hätte der Autor die entsprechende Folien ganz zitieren sollen und zwar auch den Hinweis, dass die „klausurmotivierten Leser“ sich auf die Seiten 15-52 beschränken können. Das dürfte wohl kaum eine Kaufempfehlung sein. Dass der Autor des Standardlehrbuchs zu diesem Thema an der Universität Potsdam lehrt, bewertet man im Kontext von Leistungs- und Lehrevaluationen eigentlich positiv.

4) Völlig Recht hat der Autor mit der Entdeckung, dass die Psychologie nicht die „moderne Theologie des 20./21. Jahrhunderts“ ist. In der Tat ist die Psychologie eine Wissenschaft, die sich mit empirischer, meist experimenteller Methodik Wissen zum Verhalten und Erleben von Menschen erarbeitet. Ein relevanter Ausschnitt dieses Wissens wird in der Vorlesung als Grundlage für die nachfolgenden Seminare vermittelt.

Wahrscheinlich macht der Hinweis auf die „moderne Theologie“ aber auf ein wirkliches Problem bei der Zuhörererwartung aufmerksam. Wer von der Psychologie eingängige Heilsbotschaften und Geheimtipps zum Umgang mit Menschen (insbesondere Schülern) erwartet, die man nur einmal begeistert hören muss, um sie nie wieder zu vergessen, der muss von der wissenschaftlichen Psychologie tief enttäuscht sein. Im Gegensatz zu solchen Erwartungen gehört nämlich die Psychologie zu den Tatsachenwissenschaften, deren (auch auszugswises) Studium keineswegs weniger kognitive Investitionen (z.B. Studium von

Fachliteratur) erfordert, als das Studium der sog. Hauptfächer im Lehrerstudium. Es ist jedenfalls eine folgenreiche Fehleinschätzung zu glauben, man könne das mal so nebenbei erledigen – mit einer Mischung aus rechtem Glauben, etwas Lebenserfahrung und viel guter pädagogischer Absicht.

Prof. Dr. Günter Esser

